

PROLOG

Vom Salzburger Pinzgau kommend, betrat der Wiener Josef Kyselak an einem Spätsommertag des Jahres 1825 bei Gerlos erstmals den Tiroler Boden. Der kaiserliche Beamte, der mit seiner Hündin Duna den österreichischen Kaiserstaat durchwanderte, traf eine halbe Wegstunde vor dem armen Bergdorf Gerlos auf zwei weinende und verstörte Bauernmägde. Auf seine Nachfrage, was denn los sei, erfuhr er, dass ein Wolf gerade erst die schönste »Kalbin« ihres Bauern gerissen hatte. Die beiden jungen Viehhüterinnen waren unachtsam gewesen, ihre Gespräche und ihre Gedanken weilten bei der an diesem Tag beginnenden Tanzunterhaltung im nahen Zell am Ziller. Die Achtlosigkeit der Mädchen nützte der Wolf, um ohne viel Federlesens rasch Beute zu machen. Nun fürchteten sich die beiden, nicht vor dem Wolf, der machte um die Menschen immer einen großen Bogen, sondern von der zu erwartenden Schimpftirade der Bäuerin.

Als der Weitwanderer Josef Kyselak die Berge und Täler Tirols durchwanderte, gab es hier noch Wölfe, Bären und Luchse. Irgendwie hatten es diese Wildtiere auch dem Napoleon zu verdanken, dass es sie im Jahr 1825 in diesem damals bitterarmen Land noch gab. Wie bekannt, überrannte Napoleon mit seinen Heeren Europa und machte den mit ihm verbündeten Bayern Tirol zum Geschenk. Die Tiroler erhoben sich im »Heldenzahl« 1809 gegen die Okkupanten mit Waffengewalt, verloren ihren »heiligen« Kampf und mussten in der Folge sämtliche Waffen abgeben. Die Wildtiere in den Tiroler Bergen hatten daher nun eine zeitlang Ruhe vor den schießwütigen Zweibeinern, die zwar inbrünstig an Gott glaubten, aber nicht an das Existenzrecht jener Mitgeschöpfe, die als Konkurrenten im Ringen um die »Fressalien« galten.

Auch der Wolfsbestand, der an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert hier schon arg geschrumpft war, konnte sich durch diese »Feuerpause« ein wenig erholen. Als Josef Kyselak von diesem Wolfs-Zugriff bei Gerlos erfuhr, war die Regenerationszeit für das Raubgetier allerdings schon vorbei.

Die Tiroler hatten ihre Waffen wieder und knallten rigoros alles ab, was nicht unbedingt als Nutztier galt. Außer vielleicht dem einen oder anderen verirrtten Exemplar war schon ab den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts kein Wolf mehr im deutschsprachigen Teil Tirols zu finden, während etwa in den linksrheinischen deutschen Gebieten die von Frank-

reich herüber wechselnden Wolfsrudel in kalten Winternächten durch die Dörfer marschierten. Im Wienerwald und auch in Gebieten der Steiermark konnte man zu dieser Zeit noch Wolfsgeheul hören. Drüben in Ostpreußen, in Galizien und in Ungarn sowieso lebten die Menschen noch lange in heikler Nachbarschaft mit »Meister Isegrim«.

Aus diesen Gegenden, sehr viel aber auch aus Russland und Russisch-Polen kamen bis ins 20. Jahrhundert hinein immer wieder Gräuelmeldungen über Wolfsüberfälle auf Menschen und Tiere. Die Zeitungen in Österreich und Deutschland griffen dieses aufregende Thema freudig auf und die meist zu Sensationsberichten aufgebauchten Texte wurden von den Leuten sehr gerne gelesen, insbesondere dort, wo es keine Wölfe mehr gab. Was konnte es denn schon Unterhaltames geben, als in dunkler Winternacht in der warmen Stube darüber zu lesen, wie irgendwo in den Weiten des Ostens ein Pferdeschlitten von hungrigen Wölfen, den »blutrünstigen Bestien«, verfolgt wird. Solche Pferdeschlitten mit menschlicher Fracht gehörten jahrzehntelang zum festen Repertoire der Berichterstattung. Der Wolf galt ja nicht erst seit dem »Rotkäppchen« der Gebrüder Grimm als »Menschenfresser« und schlimmster Feind des Menschen schlechthin. Sein generell mieser Ruf wurde durch die vielen Erzählungen und Geschichten nicht besser. Der Wolf war (und ist?) der Jude unter den Tieren. So wie in bewusster Verkennung der Wahrheit bis zum 19. Jahrhundert und noch darüber hinaus die Juden als die Schuldigen für alle Übel der Welt verantwortlich gemacht wurden, so dichtete man auch dem Wolf gerne alle möglichen Teufeleien an, die als wahre Geschehnisse dem sensationslüsternen Volk vorgesetzt wurden.

Aus den vielen Gräuelmeldungen, die in den Zeitungen des 18., 19. und auch noch des 20. Jahrhunderts zu finden sind, wurde eine repräsentative Auswahl nun dem Vergessen entrissen und für dieses Buch in die Gegenwart geholt. Einige der Texte mögen wahr sein, einige übertrieben und die eine oder andere Sensationsgeschichte vielleicht auch erdacht. Ob tatsächlich so geschehen oder auch nicht, die jeweiligen Zeitungsberichte ermöglichen einen erhellenden Blick in die Sinnesart unserer »Altvorderen« im Umgang mit der Bestie.

Beginnen wir den Blick in die Vergangenheit mit einem Ereignis aus dem Jahr 1768, das am 5. Juni 1908 in der »Österreichische(n) Forstzeitung« erzählt wurde:

DIE WÖLFE DES BAKONYERWALDES

Im 18. Jahrhundert waren der Wolf und der Bär in den ausgedehnten Wäldern Ungarns ein allgemein verbreitetes und gefürchtetes Raubwild und noch im 19. Jahrhundert, da in den angrenzenden Ländern Wölfe und Bären schon zu den seltenen Erscheinungen zählten, war der Wolf in den Dickichten des Bakonyerwaldes [Buchenwald] sowie in den Gebirgen Siebenbürgens noch in größeren Rudeln zu finden und der Reisende durfte ohne Waffen und bewaffnete Begleitung diese Wälder nicht betreten, denn Überfälle von Wölfen auf Menschen waren keine Seltenheit. Obzwar dieses Raubwild jetzt [1908] nicht mehr in großen Rudeln vorkommt und der Reisende bei dem ausgedehnten Netz der Eisenbahnen gefahrlos die einst gefürchteten Wälder des Bakonyergebirges durchbraust, so ist das Erscheinen des Wolfes in unseren Wäldern noch immer nicht selten, und wenn auch eine Gefahr für Menschen und Haustiere weniger zu befürchten ist, so sind die Schäden, die diese Bestien unserem Wildbestand verursachen, doch nicht ohne Bedeutung.

Um ein Bild der Gefahren, denen Reisende der letzten Jahrhunderte ausgesetzt waren, darzustellen, veröffentlicht das Vereinsblatt des ungarischen Jagdschutzvereins folgendes, im Archiv des Veszprémer [Weißbrüner] Bistums befindliche Schreiben, in dem der vom Schlachtfeld zurückkehrende Rittmeister B. einen fürchterlichen Kampf schildert, den er mit Wölfen des Bakonyerwaldes zu bestehen hatte:

»Am 16. Jänner 1768. Meine Frau mit unserem dreijährigen Mädchen kamen mir zum Willkommen bis Veszprém entgegen. Da sich jedoch mein Eintreffen verspätete, überraschte uns ein Schneefall in Veszprém und wir mussten den Weg auf mein am Fuß der westlichen Lehne des Bakonyerwaldes gelegene Gut im Schlitten zurücklegen. Bekannt mit den Gefahren einer derartigen Winterreise, hatte ich veranlasst, dass im ersten Schlitten außer mir, meiner Frau und meinem Töchterchen noch zwei mit Gewehren bewaffnete Jäger Platz nahmen, während das Gepäck im zweiten Schlitten unter Aufsicht des Kutschers und eines bewaffneten Panduren versorgt war. Den ersten halben Tag verlief die Fahrt ohne jede Störung und nach

einstündiger Mittagsrast wurde die Reise fortgesetzt, um noch vor Einbruch der Nacht eine an der Waldstraße gelegene Csárda zu erreichen. Wir waren kaum eine Stunde gefahren, als sich ein Orkan erhob, der ein derartiges Schneetreiben brachte, dass ein Überblick auch nur über die nächste Umgebung unmöglich wurde und die Pferde den Schlitten nur langsam von der Stelle brachten, während wir mit dem vorhandenen Pelzwerk unser Kind vor der grimmigen Kälte zu schützen trachteten. Es dämmerte bereits, als plötzlich vom Wald her ein markerschütterndes Geheul hörbar wurde, dem in kurzen Zwischenräumen eine ganze Reihe ähnlicher Laute folgte, und in der Richtung derselben zeigte sich auch schon ein Rudel von etwa 30 Wölfen, das den Fahrweg zu kreuzen bestrebt war; ich befahl den Kutschern, die Pferde nach Möglichkeit anzutreiben, und wies die Jäger an, erst dann zu feuern, wenn der Schuss sicher sei. Ich selbst wie auch meine Frau machten die Gewehre schussbereit; von instinktmäßiger Furcht getrieben, erreichten unsere braven Pferde einen Vorsprung, so dass das uns verfolgende Rudel uns in den Rücken kam und mit unseren Schüssen zurückgehalten wurde. Eine Salve brachte zwei Wölfe zur Strecke, doch der mächtige Leitwolf blieb unversehrt und verfolgte andauernd unsere Schlitten, bis an einer scharfen Biegung des Weges infolge der rasenden Fahrt mein Schlitten umkippte und ich, meine Frau und das Kind herausgeschleudert wurden, so dass die uns verfolgenden Wölfe bald in unserer unmittelbaren Nähe waren. Aus dem folgenden Schlitten eilten die Begleiter sofort mit Gewehren, Messern und Handbeilen versehen uns zu Hilfe, doch es war bereits zu spät; der Leitwolf stürzte sich auf das am Boden liegende Kind und trug es im Rachen dem nahen Dickicht zu; halb im Wahnsinn durchschnitt ich die Stränge des Pferdegeschirrs, um mit meinem Kutscher vereint, reitend den Räuber meines Kindes zu verfolgen, dessen Wimmern und Hilferufe nach seinem machtlosen Vater immer schwächer wurden. Zu dem Räuber gesellte sich noch eine zweite Bestie, die mit ihrem fürchterlichen Gebiss nach dem aus dem Rachen des ersten Wolfes hängenden Körper meines Kindes haschte, die zarten Händchen zerfleischte und das Kleidchen in Fetzen riss. Alle Qualen der Hölle sind nicht zu vergleichen mit dem Schmerz, den ich in diesem Augenblick ertragen musste und für mein ganzes Leben tragen muss.

Von der Last ermüdet, lief der Mörder allmählich langsamer, so dass es dem Jäger gelang, seinen hungrigen Begleiter mit einem gut gezielten

Schuss unschädlich zu machen. Ich sprang vom Pferd und ohne an Waffengebrauch zu denken, zerriss ich mit vom Wahnsinn verliehener Kraft mit den bloßen Händen den Rachen des Wolfes, so dass mein Kind zu Boden fiel und mit seinem unschuldigen Blut die glitzernde Schneedecke färbte; das schrecklich zerfleischte Kind lebte noch, doch als ich es in meine Arme nahm, hauchte es in einem stillen Seufzer mit einem letzten Blick aus den brechenden Augen, in denen sich die Größe der überstandenen fürchterlichen Qualen spiegelte, seine reine Seele aus.

Meine Frau wurde unter dem Eindruck dieser erschütternden Katastrophe und aus Schmerz über den unersetzlichen Verlust unseres geliebten Kindes wahnsinnig. Nach einem Jahr lag auch sie in unserer Familiengruft neben dem kleinen Sarg unseres verunglückten Kindes.

Seit jener Zeit war meine Beschäftigung in der Hauptsache auf die Vertilgung dieser Bestien gerichtet, im Schnee und Regen verfolgte ich die mir angemeldeten Spuren dieses Mord- und Raubwildes, und nun – nach 30 Jahren – da ich diese Zeilen der Nachwelt überlasse, habe ich im Bakonyerwald ebensoviel Wölfe vernichtet, als Tage im Jahr sind. – Schloss R., anno 1799.«

Diesem Manuskript ist ein Anhang des Veszprémer Komitats beigegeben, in dem bekundet wird, dass der berühmte Wolfsjäger Rittmeister B. nachts vom Ansitz heimkehrend in eine Schneewehe versank, von Wölfen angegriffen wurde und so ein tragisches Ende fand.

Oberforstmeister d. R. Kallina. Weißbrunn, Mai 1908.¹